

FELIX UND MILLA GEORGI-ARBENZ

Nehr G 80

PROF. DR. FELIX GEORGI

17. September 1893–21. Februar 1965

MILLA GEORGI GEB. ARBENZ

17. Februar 1896–22. Februar 1965

Ansprachen an der Trauerfeier
in der Peterskirche, Basel,
am 26. Februar 1965

g 23 95
Prof./Dr. A. Largiadis
Zed



ANSPRACHE

von Pfarrer Karl Zimmermann, Zürich

Liebe Leidtragende und Mittrauernde!

In tiefster Erschütterung sind wir hier zusammengekommen. Es ist geschehen, was wir noch kaum zu fassen vermögen: Wir müssen Abschied nehmen von Felix und Milla Georgi, den beiden Ehegatten, euren lieben Eltern, Grosseltern und Anverwandten, unsern unvergesslichen Freunden, die so rasch nacheinander, ja, wir dürfen sagen, die miteinander aus diesem Leben abberufen wurden. Was wir für Eure liebe Mutter wünschen, ja erbeten mussten, das hat sich erfüllt: Zu Beginn dieser Woche durfte sie nach langen, qualvollen Leiden hinüberschlummern in die Ewigkeit. Doch wir vermögen es noch nicht zu begreifen, dass ihr Euer treuer Vater vorangegangen ist, durch einen plötzlichen Herztod erlöst wurde von der bohrenden Sorge um seine geliebte Frau, die er langsam dahinsterben sah, ohne ihr helfen zu können. Der Jammer um sie hat seine Kraft aufgezehrt, sein ohnehin krankes Herz gebrochen.

Wir nehmen, Ihr Kinder und Angehörigen unserer lieben Heimgegangenen, von ganzem Herzen teil an Eurem tiefen Leid und wünschen Euch die Kraft, es zu tragen, es im rechten Geist zu überwinden, an ihm zu reifen in Eurem inwendigen Leben. Mag Euch göttliches Licht hell aufleuchten in der Finsternis dieser schweren Tage! Mag Euch Euer Leid im wahren Sinn zum Segen werden!

Nun aber die Frage: Dürfen wir klagen? Nur klagen? Gar sie selber beklagen, die uns entrissen wurden? Müssen wir nicht im Gegenteil dafür dankbar sein, dass sie sozusagen miteinander sterben durften, ohne dass jedes von ihnen den Hinschied des andern miterleben musste – übrigens dem ausdrücklichen Wunsch gemäss,

den der Gatte schon im letzten Herbst Freunden gegenüber ge-
äussert hat! – Und müssen wir nicht darüber froh sein, dass sie
beide erlöst wurden aus einer Lebenslage, die für den Gatten
seelisch so auswegslos schien, wie sie es für die Gattin in Hinsicht
auf ihr leibliches Befinden war?

So sind wir in dieser Stunde von zwiespältigen Gefühlen bewegt,
im Blick auf die lieben Dahingeschiedenen und wahrhaftig auch im
Blick auf uns selbst: Wir wissen, was wir verloren haben an diesen
beiden Persönlichkeiten, von denen so viel Licht, Güte, Hilfe aus-
gestrahlt ist, die viele von uns nicht aus ihrem Leben wegdenken
können; und dennoch dürften wir sie nicht zurückwünschen in ein
Schicksal, das zuletzt so schwer auf ihnen lastete und vor dessen
Zukunft wir mit ihnen und für sie aufs stärkste bangen mussten. Sie
selber würden uns auffordern, Gott dafür zu danken, dass ihnen
nun das alles abgenommen ist durch ein Hinübergehen ohne be-
wussten Kampf, durch ein wahrhaft gnadenvolles Sterben.

Nun aber sind wir hier versammelt als eine christliche Gemeinde
und wollen das Grösste tun, was uns Menschen möglich ist: wollen
ausblicken zu Gott, dem Ewigen, dem Lebendigen, den wir im
Namen Jesu unsern Vater nennen dürfen. Ihm gehören die lieben
Verstorbenen in alle Ewigkeit, und ihm gehören wir alle – mit
unserm Leid und aller Not unseres Lebens.

Ein Wort der Bibel mag uns helfen, unsere Gedanken in die
Richtung zu lenken, von der allein uns entscheidende Hilfe kom-
men kann. Im 6. Vers des 31. Psalmes ist das Bekenntnis ausge-
sprochen:

In deiner Hand steht mein Geschick.

Liebe Freunde! Die Wahrheit dieses Wortes erleben wir jetzt in
ihrer ganzen Macht: Wir Menschen sind wirklich nicht unsere
eigenen Herren und Meister. Wir sind nicht aus uns selber gewor-
den, wir leben nicht aus uns selber, wir können unser Schicksal
nicht gestalten, wie es uns beliebt. Wir sind aber auch nicht bloss
Erzeugnisse eines sinnlos-zufälligen Geschehens, und ebensowenig

die Spielbälle finsterner übermenschlicher Gewalten. Nein, wir stammen aus einer Hand und stehen in einer Hand und bleiben aufgehoben in einer Hand, die uns führt – höchst geheimnisvoll, oft unerforschlich, durch Glück und Not, durch Sonnenschein und Sturm, aber immer göttlich-gross, letztlich treu, gnädig, väterlich.

Es ist die Hand des Schöpfers. Er hat die beiden Verewigten ins Dasein gerufen. Er hat an ihnen das Wunder geschehen lassen, dass sie wurden. Menschen wurden. Die Menschen wurden, die sie waren und als die sie uns unvergesslich bleiben. Er hat jedem von ihnen seine ganz persönlichen Gaben des Leibes und der Seele zugemessen und die Bereitschaft und Kraft verliehen, mit ihren Talenten zu wirken, solange es für sie Tag war.

Es ist die Hand des Lenkers, der jedes von ihnen seinen eigenen Weg geführt hat – durch wieviel Kampf und Not, aber auch durch wieviel Glück und Gelingen! Und er ist's, der sie zusammengeführt hat zu einer tiefgesegneten Lebensgemeinschaft.

Es ist die Hand des Richters, dem sie sich verpflichtet wussten ihr ganzes Leben lang, vor dem sie Rechenschaft ablegen müssen über all ihr Tun und Lassen, auf dessen Gnade sie angewiesen sind – wie wir alle.

Und endlich, und fürs erste und fürs letzte und in allem: *die Hand des Vaters und Erlösers,* der uns durch Jesus seine Liebe offenbart hat, der auch unsere beiden Verewigten liebt, wie ein Vater seine Kinder liebt, auch sie bei sich aufnimmt mit ausgebreiteten Armen, so wahr Jesus uns seine Arme entgegenstreckt: «Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.» Ihnen und uns allen hält der lebendige Gott das Letzte und Wunderbarste bereit, das Göttlich-Unfassbare: die Auferweckung zum ewigen Leben, die unvergängliche Gemeinschaft mit ihm und seinen Erlösten.

In dieser Vereinigung mit Gott wollen wir unsere teuren Verstorbene sehen – tieftraurig, aber hoch getröstet und von Herzen dankbar für alles, was sie uns waren und was sie uns bleiben.

Und nun wollen wir einen kurzen Rückblick werfen auf den Weg, der ihnen beschieden war.

Unser *Felix Georgi* wurde am 17. September 1893, einem Bettag, in Zürich geboren als Sohn von Georg und Margarethe Cohn-Levin. Sein Vater wirkte als hervorragender Rechtsgelehrter an der Universität Zürich, deren Rektorat er auch einmal versah. Seine Mutter lebt als eine geistig ungemein lebendige Persönlichkeit in unserer Erinnerung fort.

Der Heimgegangene wuchs zusammen mit seinem Bruder, Walther, und zwei Schwestern, Elsbeth und Agathe, im Elternhaus heran. Sein Bruder wurde der Familie schon am 5. April 1920 entrissen. Er starb als Opfer der Grippe, damals ein vielversprechender junger Privatdozent an der Universität Frankfurt.

Felix ging durch das Zürcher Gymnasium, ein genialisch veranlagter Jüngling, in seinen Sturm- und Drangjahren dem Theater zugeneigt, ein Idealist, offen für alles Grosse und Schöne, ein reiner, edler Charakter mit ausgeprägtem Verantwortungsgefühl für seine Mitmenschen – schon damals. So waren es zwei Beweggründe, die ihn bestimmten, sich dem Studium der Medizin zuzuwenden: Einerseits das wissenschaftliche Interesse, andererseits der leidenschaftliche Wille, dem leidenden Menschen ein Helfer und Bruder zu werden.

Seinen Studien lag er ob an den Universitäten von Zürich, Berlin, Freiburg und München. Mitten in sie hinein fiel der Erste Weltkrieg. Als Deutscher leistete Felix Georgi seinen Militärdienst und wurde in den Vogesen schwer verwundet.

Nach dem Staatsexamen arbeitete der liebe Verstorbene in einem Lazarett in Freiburg. Dort lernte er seine Frau kennen, die gebürtige Schweizerin Milla Arbenz, die Schwesterndienst versah. In Heidelberg begannen die lieben Menschen im Dezember 1920 ihren Ehestand. Damit begann eine Lebensgemeinschaft, die unendlich segensreich wurde für die beiden Gatten wie die drei Kinder, die ihnen in der Folgezeit geschenkt wurden, ihre Söhne Walter und Helmut und ihre Tochter Mareile.

Nach dreijähriger Arbeit am Institut für Experimentelle Krebsforschung in Heidelberg folgten zehn Jahre einer intensiven Forschungs- und Heiltätigkeit an der psychiatrischen und Nerven-

klinik der Universität Breslau. Sein Wirken zeitigte grossen Erfolg; Felix Georgi wurde schon in jungen Jahren zum ausserordentlichen Professor ernannt.

Doch dann brach der nationalsozialistische Sturm aus und hatte zur Folge, dass das Lebensschicksal unseres Freundes und seiner Familie in eine ganz neue Bahn geleitet wurde. Er entschloss sich, in die Schweiz zurückzukehren, die ihm Heimat gewesen war und nun im vollen Sinn zur Wahlheimat werden sollte. Schon bald nach seiner Übersiedlung übernahm er die Leitung der psychiatrischen Privatklinik Bellevue in Yverdon, wo er in der Folge auch das Schweizer Bürgerrecht erwarb. Mit all dem, was Felix Georgi seither leistete, hat er wahrhaftig unserem Volk und Land seinen tätigen Dank abgestattet dafür, dass er hier seine eigentliche Lebensheimat fand.

Es war freilich kein leichter Weg, den er zu beschreiten hatte: Noch einmal musste der vormalige Professor die Lehrbücher vornehmen, um das schweizerische medizinische Staatsexamen zu bestehen, und Schwierigkeiten anderer Art hörten auch nicht auf, als er im Jahre 1946 nach Basel übersiedelte, wo er fünf Jahre lang als Erster Oberarzt an der psychiatrischen Klinik und später als ausserordentlicher, dann ordentlicher Professor und Vorsteher der neurologischen Universitäts- und Poliklinik in hervorragender Weise wirkte, bis er vor anderthalb Jahren aus Rücksicht auf sein beginnendes Herzleiden in den Ruhestand trat. – Über seine Tätigkeit als Forscher, Lehrer und Arzt wird hernach von berufener Seite gesprochen werden. Nur eines sei hier bezeugt: Felix Georgi ist seinem Wesen treu geblieben bis in die Stunde seines Todes hinein: Ein Idealist im wahrsten, tiefsten Sinn des Wortes, ein Humanist von nie versiegender Güte gegenüber seinen Mitmenschen, seinen Angehörigen, seinen Freunden, seinen Schülern, seinen Kranken; ein Mensch und Arzt, von dem ein Strom des Segens ausgegangen ist auf unzählige Menschen. Dabei getragen von einer Tatkraft, die allein ihm die Möglichkeit verschaffte, sein riesiges Lebenswerk zu schaffen, und beflügelt von der Macht einer Intuition, die ihn immer wieder neue Wege suchen liess. – In

seiner Arbeit wurde er auf das treueste unterstützt von seiner Schwester Elsbeth, die alles tat, um ihn für seine zentralen Berufsaufgaben möglichst freizumachen.

Und nun seine Gattin, unsere liebe *Milla Georgi-Arbenz*.

Sie kam am 17. Februar des Jahres 1896 in Stolberg bei Aachen zur Welt als erstes von fünf Kindern des Dr. chem. und Leiter einer Spiegelglashütte Karl Arbenz und seiner Gattin Lillian Andrew. Ihr Vater war Schweizer, ihre Mutter Engländerin. Sie wuchs zusammen mit ihren vier Brüdern heran, die sie in ihrer Jugendzeit mitbetreute, die aber alle ihr im Tod vorangegangen sind, zwei als Opfer des Krieges.

Nach umfassender Schulbildung wurde sie vom Ersten Weltkrieg ereilt und lernte, wie bereits erwähnt, im Lazarett Felix Georgi kennen. An seiner Seite verlebte sie als Frau und Mutter ihre glücklichste Zeit in Breslau, in ihrer Jugendheimat Schlesien. Im Schicksalsjahr 1933 begann auch für sie ein Wanderleben, das ihr, die so stark in Schlesien verwurzelt war, noch schwerer wurde als für ihren Gatten. In Yverdon konnte sie ihre betagten Eltern bei sich aufnehmen und mit jener Wärme und Herzlichkeit betreuen, die so ganz in ihrer Art lag. Doch erst in Basel fand sie noch einmal eine neue Heimstatt, in der sie sich glücklich fühlte. Hier hatte sie ihre Tochter und ihre vier Enkelkinder nahe, denen sie ihre ganze Liebe schenkte; hier fand sie auch freundschaftliche Beziehungen zu mehreren Frauenkreisen, in denen sie sich betätigte. Hier wurde sie freilich vor einem Jahre von einem Leiden befallen, dem keine ärztliche Kunst gewachsen war, und das sie zuletzt auf einen Weg voll Schmerzen führte. Doch sie kämpfte sich mit grösster Tapferkeit hindurch, getragen von der Hoffnung auf Genesung, und aufs liebevollste betreut von ihrem Gatten, der nicht mehr von ihrer Seite wich, bis sein Herz für immer versagte. Bald nach ihm durfte auch sie hinübergehen in Gottes ewige Welt.

Wir alle, die wir Milla Georgi kannten und liebten, werden ihr ein dankbares, liebevolles Andenken bewahren, dieser gefühls-

starken Frau und Mutter, die mit ihrem gütigen Verständnis und ihrer steten Hilfsbereitschaft ihrem Mann und ihren Kindern alles war und ihnen auch mit der Heiterkeit ihrer Seele so wohlgetan hat. Gläubig und getrost hat sie gelebt, der Mittelpunkt der grossen Verwandtschaft, und dem ganzen Heim prägte sie den Stempel ihres fraulichen und mütterlichen Wesens auf. Was bedeutete für sie und die Ihrigen ihr schönes Ferienhaus am Hallwilersee! Das sterbliche Teil der beiden Gatten wird deshalb nach ihrem Wunsch auf dem Friedhof der Gemeinde Aesch, in Sichtweite ihres Hauses «Quand-même», beigesetzt werden.

Wir danken ihnen, unsern geliebten Felix und Milla Georgi, für das Bild, das sie uns hinterlassen haben und das in uns verpflichtend weiterleuchten wird, und für den ganzen Segen, der ihrem menschlichen und beruflichen Wirken nachfolgt. – Wir wissen aber, dass auch sie selber danken würden für alle Liebe und Treue, die sie im Leben empfangen haben – in ihren Elternhäusern, von ihren Kindern, Angehörigen und Freunden, vor allem eins vom andern in ihrer treuen Weggemeinschaft. – Wir danken Gott dem Herrn, der sie beide mit ewiger Liebe liebt und zu sich genommen hat aus lauter Güte.

Zum Schluss weisen wir hin auf ein Meisterwerk von Aug. Rodin, das sich in Paris befindet: Es stellt eine übermenschlich grosse, geistesmächtige Hand dar, die einen Erdenkloss umspannt; von ihm heben sich ab die Leiber von Mann und Frau. Der Schöpfer gab dem Gebilde den Namen *La main de Dieu*. Das sei uns ein Sinnbild dafür, dass auch Felix und Milla Georgi gehalten und getragen waren von Gottes Hand in dieser Zeit mit ihren Freuden und Leiden, und dass sie in Ewigkeit nicht aus seiner Hand fallen können.

Lob und Preis sei Gott, dessen Hand eine Vaterhand ist für uns alle!
Amen

Wir alle fallen;
Diese Hand da fällt,
Und sieh dir andre an:
Es ist in allen.
Und doch ist Einer, der dies ganze Fallen
Unendlich sanft in seinen Händen hält.

R. M. Rilke

ANSPRACHE

von Prof. Dr. Friedrich Rintelen, Basel

Verehrte trauernde Versammlung.

Wie viele haben sich in dieser kühlen Kirche, die man als behütende Wächterin unserer Universität empfinden könnte, zusammengefunden, um von Menschen Abschied zu nehmen, denen es in unverhältnismässig hohem Masse gegeben war und gelang, helfend, erwärmend, Anteil am Geschehe anderer zu nehmen. Immer waren sie – er, der einführende erfahrene Arzt, der begabte Forscher und verständnisvolle Lehrer, sie, die fürsorgende, gütvolle Gattin – bereit beizustehen, wo jemand der Hilfe bedurfte. Beider gedenken wir ehrfurchtsvoll in dieser Stunde äusseren Abschieds, voll Anteilnahme für die erschütterte Familie.

Man kann auf das Leben Felix Georgis nicht zurückblicken, ohne dabei immer wieder inne zu werden, wie sehr seine Frau durch die Festigkeit ihrer Seele, durch die grosse Güte ihres Herzens dem Manne den Lebensweg erhellt, erträglich gestaltet, ja manchmal überhaupt gangbar gemacht hat. Es will uns für diese beiden so verbundenen Menschen ebenso symbolisch wie tröstlich scheinen, dass sie fast gleichzeitig den letzten Weg gegangen sind.

Ein oft recht schweres Leben, von verschiedensten Schicksalsschlägen nicht verschont, dadurch aber auch in besonderer Weise geformt, erfüllende, und in vielfacher Hinsicht auch erfüllte fruchtbare Existenz liegt in der Rückschau wieder vor uns – beim Manne nach fast jähem Abschluss, bei der Frau nach langem, oft qualvollem Leiden. Wenn sich der Vertreter der Universität und der medizinischen Fakultät, der Freund auch, in dieser Gedenkfeier in erster Linie an den Ordinarius emeritus für Neurologie Felix Georgi wendet, so weiss er doch, dass ein Rückblick auf solche Vergangenheit in fast allen Bereichen die Gattin einschliesst.

Vom Krankenlager seiner sterbenden Frau, die ihm so bald folgen sollte, die er mit rührender Hingabe noch in ihren letzten schwersten Tagen umsorgte und pflegte, von diesem nächsten Menschen, der ihn bis zuletzt so ganz verstand, hat ihn der Tod entführt. Ein schon lange müdes Herz, müde auch ob manchem Kummer, den ihm, dem Verletzlichen, Unverständnis und Härte in seiner Umwelt bereiten konnten, hat seinen Lebensweg beendet. Manche, die heute aufs tiefste berührt an Felix Georgi denken, haben einen wahren, einen treuen Freund verloren.

Selbstverständlich, auch er, wie wir alle, war sich selbst der Nächste: arbeitete, kämpfte, litt, freute sich, war stolz und traurig, hoffnungsvoll und niedergeschlagen, menschlichem Lose gemäss. Kraft zu neuem Wagen und Tun, zu verstehendem Verzeihen auch, hat er immer wieder aus den Quellen der Güte seiner Frau schöpfen können. Was Georgi auszeichnete, war sein nimmermüdes Bestreben von sich weg, vom Ich zum Du zu finden, als Arzt die vielleicht grössere Not des Menschenbruders zu erfassen; was ihm eignete, war, dass er das Leid des andern ob der eigenen Sorge nicht vergass, es sah, und in verständnisvoller Umsicht zu lindern und zu lösen trachtete. Wenn ihm das so oft gelang, so war das auch der Hilfe und dem klugen Rat der Gattin zu verdanken.

Darf ich in Kürze an einige Marksteine im äusseren, zumal akademischen, wechselvollen Lebenslauf Georgis erinnern.

Felix, ist er einst in Zürich getauft worden. Felix, das lateinische Wort, bedeutet freilich nicht nur vom Glück gesegnet sein, sondern gleichermassen auch fruchtbar, glückbringend und tröstlich. Passen sie nicht gut, solche Epitheta, auf den 72jährigen Lebensweg unseres Kollegen und Freundes? Ist es nicht ein in so mancher Hinsicht fruchtbares Leben, ist es nicht für viele, die als Patienten, Schüler und Freunde mit ihm in nähere Berührung kamen, oftmals glückbringend und tröstlich gewesen?

Die Jahre der Kindheit, die Gymnasialzeit verbringt der Sohn des bekannten Rechtsgelehrten in Zürich. Der gutturale Dialekt unserer Nachbarstadt stand Georgi als bleibende Erinnerung an eine glückliche Jugendzeit fortan zur Verfügung. Nach der

Maturität beginnt er mit dem Studium der Medizin in Zürich. Der Erste Weltkrieg unterbricht den Weg und stellt den jungen Mediziner als Hilfsarzt an die Vogesenfront. Schwer verwundet kommt er zurück, erholt sich, und besteht 1918 in jener unruhigen Notzeit des wirren Deutschlands sein Staatsexamen. Wir wundern uns nicht, dass die Kriegserlebnisse in Georgi eine starke Bindung an Deutschland schufen. Trotz allem was später an Scheusslichem kam, hat sich sein Innerstes dieser Relation nie ganz entziehen können. Als ihm 1963 die Universität Münster den Ehrendokortitel verlieh, war ihm das auch deshalb eine späte Freude, ein Wiederfinden zu etwas, was ihm einmal Heimat gewesen.

Die Dissertation bei Veraguth in Zürich befasst sich mit einem psychophysischen Problem; dieses Gebiet der Medizin hat ihn von da an immer wieder gefesselt. In Frankfurt wird der junge Mediziner bei Kleist mit der Neuropsychiatrie näher bekannt. Er widmet sich dem unerschöpflichen Gebiet mit grossem Einsatz und seinem ganzen, stark wissenschaftlich orientierten Interesse. Als Forscher bekommt er bei Sachs in Heidelberg auf dem Gebiet der Serologie und Bakteriologie entscheidende Anregung. Die neurologische Klinik in Breslau ist seine nächste Station. Dort arbeitet er zunächst unter Wollenberg, sodann bei dessen Nachfolger Johannes Lange, sowie bei seinem eigentlichen Lehrer in Neurologie, Otfried Foerster. Schon 1924 habilitiert er sich, dank einem soliden naturwissenschaftlich orientierten Rüstzeug. Die Humoralpathologie als Basis einer biochemisch arbeitenden Neuropsychiatrie wird sein spezifisches Arbeitsgebiet. 1928 beginnt mit der Ernennung zum ausserordentlichen Professor die eigentliche, vielversprechende akademische Laufbahn.

Das Jahr 1933 macht alle Pläne, viele Hoffnungen zunichte. – Kann uns zum Vaterland die Fremde werden? – Georgi kehrt nicht in die Fremde, sondern in seine zweite Heimat, die Schweiz zurück. Aber es gilt wieder neu anzufangen. Er übernimmt die Leitung der Nervenheilstalt Bellevue bei Yverdon und gestaltet sie, dank seinen organisatorischen Fähigkeiten, seinem ärztlichen Wissen und Können und seiner Menschlichkeit bald zu einer vorbildlich wirken-

den, psychiatrischen Privatklinik. Georgi wird Bürger von Yverdon und besteht 1939 in Lausanne das schweizerische Staatsexamen. Was verlangt das nicht vom 46jährigen an Willen und Ausdauer! Während der Aktivdienstzeit erfüllt er als HD-Arzt in einer M.S.A. seine militärischen Pflichten. Er befasst sich dort in erster Linie mit organisch-neurologischen Erkrankungen und kann so seine Erfahrungen und sein Wissen auf diesem Gebiete erweitern. Auch in jener befruchteten Zeit bricht die wissenschaftliche Arbeit nicht ab.

1946 kommt er zu uns nach Basel. John Staehelin beruft ihn zur Leitung des wissenschaftlichen Laboratoriums in die psychiatrische Klinik auf der Friedmatt; also wieder ein Neubeginn! Georgis Ruf als ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiet biochemisch orientierter Humoralpathologie neurologischer und psychischer Erkrankungen war schon gefestigt. So ist es durchaus am Platze, dass man ihm 1948 die Nachfolge Robert Bings anvertraut, den wichtigen Lehrauftrag für Neurologie. Aus einem engen Ambulatorium entsteht in wenigen Jahren im Sonnenrain eine mit besten Methoden der Diagnostik und Therapie arbeitende Poliklinik, 1962 die neurologische Klinik. Mit Recht hat man sie die schönste in der Schweiz genannt. Bei aller Förderung der Forschung, zu der der Emil-Barell-Fonds grosszügig beiträgt, neben dem Suchen nach gestörten Stoffwechsellerscheinungen bei Psychosen und der Multiplen Sklerose in einem Laboratorium, das bald weltweite Anerkennung findet, steht die Betreuung des kranken Menschen im Vordergrund.

Die Ausbildung der Studenten auf dem Gebiete der Neurologie, die ja in alle Zweige der Medizin hineinreicht, wird gefördert. Ein vielbesuchter Kurs über psychophysische Zusammenhänge zeugt für dieses Anliegen Georgis. Seine väterlich-verständnisvolle, hilfreiche, nicht falsch-autoritative Art bringen ihm das Vertrauen qualifizierter Mitarbeiter. An seiner Klinik können sich selbstständige Persönlichkeiten entwickeln. Mit der Mehrzahl der Institute und Kliniken der Fakultät entstehen intensive Beziehungen, die sich in Konsilien, Kolloquien und gemeinsamen Vorträgen manifestieren.

Dass einige Kollegen ihm das Leben nicht gerade erleichterten

und gute Relationen erschwerten, musste als eine leider auch in akademischen Kreisen normale Erscheinung hingenommen werden.

1955 werden Georgis Verdienste um Forschung und Lehre mit der Beförderung zum persönlichen Ordinarius von der Regierung gewürdigt. 1962 leitet der Verstorbene das schwierige Dekanat unserer Fakultät ebenso konzilient wie zuverlässig. Bei aller Arbeit, bei allen Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, bei Rückschlägen auch, hat Georgi zutiefst die Heiterkeit seines Herzens nie verloren. Er wusste immer wieder, das Gute zu sehen, Schönes zu geniessen, etwa im Hause am Hallwilersee, am liebsten in der Stille an der Seite seiner Frau. Mit immer wieder erwachendem Optimismus ist er seinen wechselvollen, die Kräfte der Seele so beanspruchenden Weg gegangen, an dem auch seine Schwester nicht unwesentlich Teil hatte. Noch viele Jahre eines lichten Lebensabends möchten ihm beschieden sein, wünschten wir ihm anlässlich seines 70. Geburtstages. Wir hofften, noch manche Früchte seines Forschens reifen zu sehen. Das Oppenheim'sche Lehrbuch der Neurologie sollte neu geschaffen werden, die Rehabilitation Gelähmter weitere Förderung erfahren.

Kurze anderthalb Jahre sind ihm noch beschieden gewesen, belastet von mancher Sorge, getrübt durch die bald sich meldende schwere Krankheit der Gattin.

Wir wagen es nicht, die beiden uns lieben Toten anzusprechen, die uns jetzt zum letzten grossen Geheimnis entzogen sind. Aber es drängt uns wohl alle zu sagen, dass wir in dieser Stunde des Gedenkens vom Gefühl eines grossen Verlustes betroffen, traurig sind, weil unsere Welt durch solchen Tod ärmer und kälter geworden ist. Wir möchten es aber auch aussprechen, wie dankbar wir sind für alles, was uns durch Felix Georgi und seine getreue Lebensgefährtin geschenkt worden ist.

Wir glauben, vieles, was Georgi mit seiner Energie aufbaute, mit wissenschaftlicher Phantasie anregte und förderte und in der Lauterkeit seines Herzens an menschlicher Atmosphäre schuf, wird Bestand haben. In uns, die wir diese gütigen Menschen erfahren durften, werden sie lebendig bleiben und weiter wirken.

ANSPRACHE

von PD Dr. Rudolf Wüthrich, Basel

Verehrte Trauerversammlung,

Mit fast 60 Jahren hat Professor Georgi in seiner Wahlheimat Basel die grosse Aufgabe übernommen, ein neurologisches Institut zu gründen und aufzubauen. Er hatte damit die Arbeit gefunden, welche seinen Fähigkeiten und Neigungen voll entsprach. Hier konnte er sein grosses Organisationstalent entfalten, er konnte eine vielseitige ärztliche Tätigkeit ausüben, er konnte forschen, und er konnte vor allem seine Ideen und sein Wissen als Lehrer weitergeben.

Schon in früheren Jahren hatte er in jeder dieser Tätigkeitsrichtungen Wesentliches geleistet, wenn auch im Gebiete der Neuropsychiatrie und der Psychiatrie und nicht der reinen Neurologie. Aber es blieb ihm für sein letztes Lebensjahrzehnt vorbehalten, eine umfassende akademische Tätigkeit auszuüben, in einem grösseren Kreise zu wirken und Schüler heranzubilden.

Im Namen seiner zahlreichen Basler Schüler kann ich heute zu Ihnen sprechen. – Gerade in seinem Verhältnis zum Lernenden und Mitarbeiter, zum Jüngern, kamen die besonderen Persönlichkeitszüge Professor Georgis aufs glücklichste zum Ausdruck. Er konnte einem grösseren Auditorium auch im unvorbereiteten Vortrag menschlich nahekommen, besonders wenn er klinische Demonstrationen abhielt. Noch viel mehr aber galt das für den kleineren Kreis seiner Assistenten und Mitarbeiter. Er verstand es, uns allen Lehrer und väterlicher Freund zugleich zu sein, zu führen und gleichzeitig teilzunehmen. Er entwickelte zwischen sich und den Schülern eine dauerhafte Bindung, die auch stürmische Zeiten und längere Trennung überstehen konnte. Es wirkte hier die gleiche Kraft, welche ihn auch zum grossen Seelenarzt stempelte.

Mag man als Schüler in Versuchung kommen, von einer «neurologischen Schule Georgi» zu sprechen, so melden sich hierin doch gewisse Bedenken: Nicht nur war die Zeit mit wenigen Jahren kurz bemessen und die Unzahl anderer Aufgaben zu kräfteaubend, vor allem war der Lehrer nicht willens, ein scharf umrissenes Lehrgebäude mit der Verpflichtung zur Nachfolge zu vermitteln. Die Konferenzen und Visiten in der Klinik waren ihm nicht ein Führungs- und Instruktionsinstrument, sondern sie dienten der Meinungsbildung in freier Aussprache. Auch der Jüngste, der Unerfahrenste fühlte sich hierbei zur Mitarbeit verpflichtet und seine Meinung fand gleiches Gehör wie diejenige des Erfahrenen. Die Voraussetzungen zu einer Teamarbeit im besten Sinne waren damit gegeben, einer Teamarbeit, die auch allem Neuen offen bleiben konnte.

Noch mehr als in der vielleicht geringeren Spielraum bietenden ärztlich-klinischen Tätigkeit, kam der Teamgedanke in der Forschung am Georgischen Institut zur Geltung. Hier wurde bewusst darauf verzichtet, das Beispiel geheimrätlicher Lehrer nachzuahmen. Professor Georgi gab seinen Mitarbeitern weitgehende Freiheit sogar in der Wahl der Themen, – er war in der Wahl der Methoden nie a priori der Bestimmende, der seinen Willen durchsetzen wollte. Und trotzdem blieb er immer die ordnende Kraft. Nicht durch Diktat, sondern durch das Beispiel und durch eine mitreissende Begeisterung wirkte er. Die Begeisterungsfähigkeit, das «*feu sacré*», bildeten die Triebkraft, mit welcher er Hindernisse überwand und Schwierigkeiten auch dann meistern konnte, wenn sie seine eigenen physischen und psychischen Möglichkeiten betrafen.

Die Erfolge im Lehramt, in der klinischen Arbeit und in der Forschung fielen Professor Georgi bei alledem nicht mühelos in den Schoß. Syntonies Wesen und innere Begeisterung mussten sich mit einer Kämpfernatur verbinden. Professor Georgi kämpfte verbissen, wenn er sich für das einsetzte, was er als richtig erkannt hatte. Es war unvermeidlich, dass er sich dabei auch Gegner schuf. In stillen Stunden mag er auch gelegentlich von Zweifeln befallen

worden sein, ob sein Einsatz richtig war. Aber der Einsatz war immer ein bedingungsloser, ganzer.

Das Werk, welches er in den letzten Jahren schuf, muss ihn auch selbst immer wieder belehrt haben, dass sein Einsatz nicht zu hoch gewesen war.

Er konnte sein Institut wachsen sehen. Die Poliklinik, zunächst nur in wenigen Zimmern improvisiert untergebracht, nahm an Umfang rasch zu, eine Bettenstation, wissenschaftliche Laboratorien und spezielle Untersuchungsstationen konnten der Poliklinik angegliedert werden und schliesslich auch räumlich mit ihr vereinigt werden. Erweiterungen, Baupläne und Personalvermehrungen brachten ein Übermass an administrativen Aufgaben, welches der Institutsleiter, unterstützt von seiner Schwester als Sekretärin, mit Hingabe bewältigte. Es entstand so ein Neurologisches Musterinstitut, das in der Schweiz wie im Ausland volle Anerkennung fand.

Auch in der Wissenschaft wurden die Erfolge sichtbar. Hier hatte sich Professor Georgi die Krankheit «Multiple Sklerose» zum Hauptthema gewählt. Die Erforschung der Geisteskrankheiten, die er zuvor mit grosser Intensität betrieben hatte, musste er aus äusseren Gründen fallen lassen. Er erkannte die Probleme dieser Volkskrankheit «M.S.» aus seiner ärztlichen Tätigkeit heraus als besonders drängend, er nahm ihre Erforschung auf einer breiten Basis in Angriff: Das weitaus grösste Unternehmen war dabei die epidemiologische Erfassung der Krankheit in der Schweiz, welche er 1960 zum Abschluss bringen konnte. Er ergänzte diese schweizerische Enquête durch eine monatelange Studienreise ins Innere Afrikas, wobei er Gelegenheit zu vergleichenden geomedizinischen Untersuchungen suchte.

Mit seiner reichen Erfahrung in den biologischen Grundlagenfächern vermochte er sodann zusammen mit seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern wesentliche Beiträge zur Ätiologie und zur Pathogenese der Multiplen Sklerose zu liefern. Sie schlugen sich in einer grossen Zahl von immunologischen und biochemischen Arbeiten nieder.

Ganz besonders am Herzen lagen Professor Georgi aber die menschlichen und sozialen Probleme, wie sie sich aus dem täglichen Kontakt mit den MS-Kranken ergaben. Auch hier fand er ein fruchtbares Tätigkeitsfeld. Er half massgeblich beim Aufbau der Schweizerischen Multiple Sklerose-Gesellschaft mit und wurde zum Präsidenten ihres ärztlichen Beirates. Er suchte immer wieder Wege, die Betreuung und Unterbringung von MS-Kranken zu verbessern – und er wirkte unermüdlich auch in der Öffentlichkeit für die sozialen Anliegen dieser Kranken.

In der gleichen selbstlosen und aufopfernden Weise hat Professor Georgi in den letzten Jahren sich auch der C. Barell-Stiftung für Zerebralgeschädigte zur Verfügung gestellt, deren Präsident er war. Die Fragen der sozialen und hauptsächlich der «menschlichen» Rehabilitation der Schwerstgeschädigten beschäftigten ihn bis in die letzten Tage seines Lebens. Er musste hier ein grosses Werk zurücklassen, welches eben erst Früchte zu tragen begann.

In der Schweizerischen Neurologischen Gesellschaft war Professor Georgi ein sehr aktives Mitglied, das die Interessen der Neurologie auch auf schweizerischer Ebene temperamentvoll vertrat. In Würdigung seiner Verdienste wurde er zum Ehrenmitglied dieser schweizerischen Fachgesellschaft ernannt. Deren Präsident hat mich beauftragt, hier zum Ausdruck zu bringen, wie sehr der Verlust für die schweizerische Neurologie empfunden wird.

Professor Georgi hat sein Streben nicht nach äusseren Ehrungen ausgerichtet. Er war aber nicht unempfindlich für die zahlreichen Anerkennungen seiner Tätigkeit durch die verschiedensten Institutionen und Vereinigungen. Erwähnung verdient hier insbesondere auch der Ehrendoktorhut der Universität Münster in Westfalen. Sie bestärkten ihn in seinem selbstgestellten Auftrag und halfen mit, Zweifel und momentane Depressionen zu überwinden.

Die Arbeitskraft unseres Chefs war für den Aussenstehenden kaum fassbar. Auch noch nach seinem Rücktritt vom Amt als Klinikleiter, und als Krankheitszeichen ihn zu bedrängen begannen, entzog er sich den vielfältigen Verpflichtungen niemals, ja, er über-

nahm neue Aufgaben und plante für kommende Arbeitsjahre, unterstützt von seiner Schwester Elsbeth Georgi. Die Kraft für sein Wirken mag aus vielen Quellen gekommen sein. Die offenbarste lag aber in seiner Gattin, die bis in die letzte schwere Krankheit hinein ruhender Pol blieb. Dass beider Leben fast gleichzeitig erlosch, ist für alle, die ihnen verbunden waren, Schicksalsschlag und bedeutungsvolle Fügung zugleich. Ohne seine Gattin hätte Professor Georgi seine Werke nicht der Vollendung nähern können. So hat der Tod auch beide vereint.

Das Leben und der Tod ihres geliebten und verehrten Chefs bedeutet für die Mitarbeiter und Schüler zugleich eine Verpflichtung: Verpflichtung, in seinem Sinne weiterzuarbeiten, das reiche Erbe zu seiner Ehre hochzuhalten und fruchtbar zu machen.

4000 Basel, 29. Oktober 1965

Königsplatz 31 Z

Vordaxedt. 27. X. 1965

Sehr verehrtes Herr Professor, [Largiacqis]

Seien Sie herzlich bedankt für Ihre teilnahmevollen Zeilen vom 9. Oktober und Mrs Arenes Gedanken an den einstigen Schulkameraden. Mein Bruder Felix hat sich immer auf die Zusammentünfte mit den alten Jugendfreunden ganz besonders gefreut und kann immer noch davon zurück. - Das Sie auch unseres Vaters noch gedacht haben hat mich sehr bewegt. -

Ich erlaube mir, die Gedanken-
ausprache von der Trauerfeier
mit ein Bild von Felix beizu-
legen und bin mit freundlichen
Grüssen

Mine ergebene

Elisbeth Georgi.